

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 2 (1916)
Heft: 34

Rubrik: Musik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Musik.

Mitten im Examenprogramm hieß es in Menzingen „Singübung“ (III. Real), in Ingenbohl „Musiktheorie“ (II. III. IV. Seminar). Beiderorts hat man geboten, was das Programm anzeigen: in Ingenbohl waren es mehr Worte als Töne, mehr Erklären als Singen, in Menzingen mehr ein Singen und Treffen von Tönen und Intervallen, Bildung von Tonleitern und Akkorden, in verschiedenstem Rhythmus, auf verschiedenen Vokalen, mit eingeschobenen Pausen, anschließend daran eine ganz kurze Erklärung. Man staunte über das rasche Erfassen und sichere und reine Treffen, über die schöne Bildung des Tones und der Laute. In manchem erkannte man die Jaques-Dalcroze-Methode; in beschränkter Verwendung dieser und Herbeiziehung anderer Mittel und Wege erwies sich Schwester Blanka als feingebildete Sängerin und vorzügliche Lehrerin. Auffallend war, welch allgemeines Interesse man beiderorts diesen Singstunden entgegenbrachte. Es war wie eine Flucht aus den prunkenden Ausstellungssälen zu diesen Lehrstunden, welchen auch Unmusikalische mit größter Aufmerksamkeit folgten. Ich fragte mich, warum man solche Singübungen in dem Examenprogramm unserer Gymnasien nicht findet. Sie wären für manchen Teilnehmer wie eine Oase in dem oft allzulangen Auffragen, Übersetzen und Rechnen.

Im Schlusskonzert bot Ingenbohl „Die Schöpfung“ von Haydn, Menzingen „Die Lilie von Benedig“ von P. Franz Huber O. S. B., Professor an der Stiftsschule Engelberg. Beide Aufführungen standen auf absoluter künstlerischer Höhe.

Es hatte etwas Großzügiges, zur Einweihung des neuen Hauses „Die Schöpfung“ zu wählen. Wie aus dem formlosen wildwogenden Chaos die Erde emporstieg im Sonnenglanz, mit Blumenduft und Vogelsang und Menschenliebe, so ist hier rings umwogt von den Wellen des Weltkrieges aus dem ungestalteten Berg eine herrliche Neuschöpfung herausgestiegen, zum Paradies für Menschen in der Blüte des Lebens mit sorglosem Sinnen und Singen, eine Schöpfung zum Lob des Meisters, zur Freude aller, die sie sehen, zumeist aber jener, die darin wohnen. Beim Anhören des herrlichen Werkes suchte und fand man immer wieder solche Vergleichungspunkte.

Es genügt über die Aufführung zu sagen, daß die vielen Fachmänner, ich nenne die hochwürdigsten H. H. Bischöfe von Chur und St. Gallen, P. Josef Staub-Einsiedeln, Breitenbach-Luzern, Dr. M. Flüeler und Krieg-Schwyz, Direktor Schebold-Morschach u. a., welche dem Ganzen mit kritischem Ohr folgten, ihrer Bewunderung und ihrem Staunen unverhohlen Ausdruck gaben.

Man darf die Auswahl eines so schwierigen klassischen Werkes in der geschickten Bearbeitung von H. Ph. Fries-Zürich vom musik-pädagogischen Standpunkt kaum beanstanden, weil darin Lehrer und Schüler Gelegenheit haben, in vokalem und instrumentalem Gebiet ihr ganzes Können zu entfalten und ihren Geschmack am Höchsten und Besten zu bilden. Ob die Vorbereitung auch ein halbes Jahr in Anspruch nahm, man schulte daran die Solosänger vom einfachsten Rezitativ bis zur glanzvollen Koloratur-Arie („Auf starkem Fittige“), die Chöre

vom leichten homophonen Satz bis zur vielverschlungenen (Schluß-) Fuge mit ganz unheimlichen Einsätzen und Läufen. Über dem ganzen schwang mit Geist und Energie ihren Stab Schwester Bonavita.

Auch in Menzingen stieg eine „Schöpfung“ hervor ans Licht, „Die Lilie von Venedig“, ein neues Werk unseres begabten und gewandten Komponisten P. Franz Huber O. S. B. Wir schäzen ihn schon als Verfasser der Opern „Der schwarze Ritter“ und „Die Dschinnen“. Dieses dritte größere Werk wird ihm die Verehrung und Dankbarkeit neuer Freunde gewinnen. P. Franz will in dieser Musik nicht neue Wege bahnen, noch weniger die Wege der Neuen gehen. Er folgt der alten, in ihrer Melodie ewig jungen Richtung der Romantiker, zeigt aber, besonders in Behandlung des Orchesters, daß ihm die Stimmungsmittel der Neuen nicht fremd sind.

Das Sujet, eine überaus liebliche Sage aus Venedig, drängt die Musik zu ausgeprägten Motiven, bietet raschen Wechsel packender Stimmungen. Die Verlegung der Geschichte in die Dogenstadt zur Zeit des berühmten Giovanni Dandolo (1279—1289) und an den kaiserlichen Hof im Reich der Mitte würde in Szenerien und Kostümen Bühnenbilder von größter Wirkung schaffen: Die Vermählung des Dogen mit dem Meere und dem flotten frischen Chor der Gondolieri unter der charakteristischen Begleitung der murmelnden und grollenden Wellen. Der weihevolle Segen der Mutter — das rührende Gebet des Kindes in weicher Kantilene — die rhythmisch und melodiös interessanten charakteristischen Chöre der Chinesen, Aufruhr und Todesdrohung derselben gegen die „Lilie“, die ruhig wie eine Heldin des ersten Christentums ihre Treue und Liebe zu Christus im Liede bekennt. Die Christin nachts im Tempel bei der roten Opferflamme mit dem rührenden Gebete: „O Lilie rein . . .“ Wiederfinden der Eltern im fernen Land. Blutige Opferstat für diese und für Christus. Begnadigung, selige Heimkehr und jubelnde Begrüßung durch Dogen und Volk in den ersten Motiven und Schlusschor in weitausholender glänzender Fuge, zwischen hinein unsichtbare ätherische Chöre der Wellen, der Sterne, der Engel — und man hat eine Ahnung von den edlen Gedanken, dem tiefen Gehalt und den reichen Stimmungen dieses Werkes.

Die Aufführung gelang sehr gut, dank der überlegenen ruhigen Leitung durch Schwester Arnolda Bartsch. — Reift die Deklamation noch etwas mehr zu prägnanter, konkreter Poesie, treten in Text und Ton die Motive der führenden Charaktere noch etwas stärker hervor, so haben wir in der „Lilie von Venedig“ eine der dankbarsten Nummern für unsere Pensionate und in einer Bearbeitung zum Bühnenspiel auch für weitere Kreise.

P. Friedrich O. C.

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgner Tiefe,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schließen.

Schiller.